

Die Gemeinde Gubschitz



Originalsiegel der Gemeinde Gubschitz

Totalansicht.



Kirche.



Gruss aus GUBSCHITZ.



Kloster.

Schule.



Ansichtskarte von Gubschitz aus dem Jahre 1930, hergestellt von Fotograf Zednik aus Pohrlitz. Hier ist bereits das neu erbaute Kloster zu sehen. Vor der Kirche ist auch bereits das einfache Kriegerdenkmal zu erkennen. Die Marienstatue fehlt noch. Im Vordergrund der Gesamtansicht sind die weißgetünchten Stämme von Tausenden von Obstbäumen deutlich zu erkennen, die zur Blütezeit im Frühling die Häuser des Dorfes wie mit einem schneeweißen Gürtel umschlossen.

Ortsbeschreibung der Gemeinde Gubschitz

Im Gemeindeverband um die Marktgemeinde Wolframitz ist Gubschitz die am nördlichsten gelegene Gemeinde und von Wolframitz etwa 1,5km entfernt. Die Gemeinde ist in ihrem ganzen Wirtschafts- u. Lebensbereich aber ebenso wie die anderen Gemeinden nach Wolframitz ausgerichtet. Im Osten grenzt Gubschitz an die 2,5 km entfernt gelegene deutsche Gemeinde Schömitz - ein sehr altes deutsches Dorf, das schon im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnt wird -, im Norden mit seiner Gemarkung an das deutsche Dorf Lodenitz - wegen seiner vornehmen Lebensweise Klein-Wien genannt -, im Nordwesten aber schon an die tschechische Doppelgemeinde Jeseram-Mar-schowitz und im Westen an die ebenfalls tschechische Doppelgemeinde Wedrowitz-Zabrdowitz. So war Gubschitz seit Jahrhunderten als Glied in einer Kette von deutschen Dörfern, hart an der deutsch-tschechischen Sprachengrenze, eingereiht. Die Gemeinde ist seit Jahrhunderten ein deutsches Dorf gewesen und bis zum Jahre 1945 geblieben. Urkundlich bereits im Jahre 1326 erwähnt, schrieb sich der Ort damals CHUBSCHICZ. In ihrer wechselvollen Geschichte ist die Gemeinde, wie aus historischen Dokumenten zu ersehen ist, zeitweise auch Eigentum von böhmischen Adeligen gewesen. Deutsche Adelige waren zu dieser Zeit ebenso Eigentümer tschechischer Gemeinden. Die Gemeinde Gubschitz ist ein nahezu reines Straßendorf. Die genau in ost-westlicher Richtung verlaufende Dorfstraße mündet an ihrem oberen Ende in eine Sackgasse. „Kreenwinkel“ (Kreen = Meerrettich) genannt. Von dort führt nur ein für den Durchgangsverkehr nicht brauchbarer Feldweg, „Das Stoffel Gassi“, weiter. Die Hauptstraße biegt zwischen den Häusern Lustig (45) und Winkler (7) scharf nach rechts ab und verläuft in einer weitläufigen Kurve in Richtung zum westlichen Ortsausgang.



Ungefähr in der Mitte des Ortes befinden sich die kleine Kirche, ein Kloster und die zweiklassige Volksschule. Hier erweitert sich die Dorfstraße und bildet zwei ansehnliche freie Plätze. Zwischen der Kirche und Haus Polzer (1) führt nach Norden eine Nebenstraße in die sogenannten „Haisln“. Dies ist ebenfalls eine Straßenbezeichnung, da hier die Häuser kleinere Grundflächen gegenüber den Häusern in der Hauptstraße hatten. Sie waren von kleineren Landwirten, Handwerkern, Pensionisten und anderen bewohnt. Die Häuser der westlichen Häuserzeile in den „Haisln“ haben ihre Hauskeller am Ende ihres Grundstückes. Dort stehen auch einige größere einzelstehende Presshäuser und Weinkeller. Der von hier aus weiterführende Feldweg ist die kürzeste Verbindung in nördlicher Richtung zur Prahitzer Straße, die weiter nach Brunn führt. Die straßenmäßige Anbindung erfolgt aber vom westlichen Dorfausgang aus. Eine weitere Straße führt von hieraus in südlicher Richtung nach Wolframitz. Kehren wir zum östlichen Ortseingang zurück. Aus Richtung Schömitz kommend befindet sich rechtsseitig der Friedhof. In kurzem Abstand folgt dann rechts und links der breiten Dorfstraße je eine Häuserzeile, deren Wohngebäude eng aneinandergelagert sind. Diese enge Bebauung ist auch die Ursache für die Existenz der sogenannten „Gassln“. Die meisten Eigentümer der nördlichen Häuserreihe hatten am „Gram“ (Graben-Bach-Wasserlauf), das ist hinter den Scheunen der südlichen Häuserzeile, zusätzliche größere Hausgärten, diese wären nur über große Umwege zu erreichen gewesen, und aus diesem Grunde gab es das „Stoffel-Gassi“, das „Handl-Gassi“ und bis zum Jahre 1925 auch noch das „Tauber-Gassi“.

Die Häuser haben fast alle Ziegeldächer und ihre Fassaden sind mit einem

pastellfarbigen hellen Anstrich versehen. Der Abstand zwischen den beiden gegenüberliegenden Häuserzeilen beträgt 14-18 m. Vor den Häusern stehen große Bäume, in der Regel Birnen, aber auch Linden, Kastanien und Ahorne. Vor dem Ausbau der Dorfstraße im Jahre 1911 gab es noch vor jedem Haus einen Vorgarten. Sie mußten dem Straßenbau weichen, nur die Bäume konnten stehen bleiben. Auch hinter den Scheunen stehen hohe Bäume. Hier sind es meist Silberpappeln, Akazien, Linden, Kastanien oder Nußbäume. Der Blick vom östlichen Dorfeingang über die Straße in Richtung Westen bietet ein beruhigend schönes, harmonisches Bild, das durch keinen elektrischen Mast verunziert wird. Gubschitz besaß - wahrscheinlich als einzige südmährische Gemeinde - bis zum Jahre 1945 noch keinen elektrischen Strom. Das mag manchem als negativer Aspekt erscheinen, sagt aber trotzdem in seiner Gesamtheit nichts aus. Die Leute waren so an ihre Petroleumlampen, die in den Zimmern und Stuben als Vergaserbrenner arbeiteten und ein herrliches Licht abgaben, gewohnt, daß ein Beleuchtungsproblem eigentlich nicht bestand. Als Ersatz für den Kraftstrom hatte jeder Bauer seinen Benzin- oder Dieselmotor, einige für den Antrieb der Dreschmaschine auch die eigene Dampfmaschine. Der Grund, warum die Gemeinde im Jahre 1928, als alle umliegenden Gemeinden elektrifiziert wurden, nicht angeschlossen wurde, liegt in dem Umstand, daß hier zu diesem Zeitpunkt gleich zwei große Probleme anstanden. Während zu allen umliegenden Gemeinden ein gut ausgebautes Ortsstraßenverbindungsnetz bestand, fehlte die für uns wichtige Straßenverbindung nach Wolframitz. Hier existierte nur eine Feldwegverbindung. Die Gemeinde entschied sich für das Wichtigere - den Straßenbau. So wurde eine - auch nach heuligen Gesichtspunkten noch - moderne und sehr gut befestigte Straße gebaut, die deshalb auch noch den heutigen Ansprüchen genügt. Am Fahrbahnrand hatte man Marillen- (Aprikosen) bäume gepflanzt. Nach unserer Vertreibung wurde die sogleich durchgeführte Elektrifizierung als großer Fortschritt gefeiert - er war es auch, ist aber der einzige geblieben. Für uns war diese Zeit schön und vertraut. Wäre das nicht so gewesen, würde die Nostalgie sich ihrer heute nicht so annehmen. Den Spott, den die Gubschitzer dafür einstecken mußten, haben sie mit Würde getragen. Das war aber

Gubschitz war in vergangenen Jahrhunderten ein wichtiger Ort und hatte in dieser Zeit nur etwa 40 Häuser weniger als die Marktgemeinde Wolframitz. Es wurden hier auch Märkte abgehalten, was wahrscheinlich die Existenz der beiden Plätze - vor dem Bau der Kirche - in der Mitte des Dorfes erklärt. Diese Erkenntnis scheint mir so wichtig, daß ich den Text der Beschreibung „Die Markgrafschaft Mähren“ von Pater Professor Gregor Wolny aus dem Jahre 1836 hier im Original beilege: Damit dürfte bewiesen sein, was einige Einwohner von Gubschitz früher schon vermuteten. Auf dem großen Platz, auf dem im Jahre 1907 die Kirche erbaut wurde, fanden in früherer Zeit Märkte statt. Möglich ist aber auch, daß der Platz auf der anderen Straßenseite vor den Häusern Jellinek, Kurt, Klein und Stoffel dafür verwendet wurde. Recht merkwürdig ist auch die Tatsache, daß der „Kiretoch“ (die Kirchweih) nie auf einem dieser immerhin von der Größe her respektablen Plätze, sondern auf einer viel kleineren Straßenkreuzung zwischen Haus Lustig 45, Winkler 7 und Haus Handl 33 stattfand. Bis kurz vor dem Bau der Kirche im Jahre 1907 stand auf einem kleinen Platz, an der Stelle, wo heute die Milchsammelstelle steht, ein kleiner Glockenturm. Zur „Maimess“ (Abendgottesdienst im Mai) versammelten sich hier die Dorfbewohner zur Maiandacht. Wahrscheinlich ist, daß auch die heute vor der Kirche stehende Muttergottesstatue an diesem Platz gestanden hat.

Die Straße am westlichen Dorfausgang führt in gerader Richtung am Fuße eines Südhanges weiter und bindet an die alte Poststraße Znaim-Brünn an. Auf dem Südhang befinden sich die Gubschitzer Weinberge und dazwischen stehen in großer Zahl Pfirsich-, Kirsch-, Marillen- und Nußbäume. Am Fuße des gegenüberliegenden Nordhanges befinden sich die „Köllabering“ (Kelterberge) mit ihren Presshäusern und Kellern. Davor ist der langgestreckte fischreiche, etwa 350 m lange Teich und an

seinem Ende der Turnplatz. In einem tiefen Taleinschnitt fließt der Bach und daran schließen sich zu beiden Seiten die „Föwaslickln“ an, äußerst fruchtbare und feuchte Humusböden, die ausschließlich dem Obst- und Gemüsebau dienen. Von der Kreuzung aus nach Süden führt die neue Straße nach Wolframitz. Auf der linken Seite stehen hier die alte Mühle und jeweils einzeln die Häuser Polzer, Fadler und Schacht.

Hier führt auch das „Schachl Brückl“ über den tiefeingeschnittenen Wasserlauf des Stingar Baches. Der Weg verläuft weiter durch einen Hohlweg, dessen Erdmaterial 1930 zum Straßenbau verwendet wurde, zu einem Hochpunkt. Hier ist mit einer Höhe von 245 m ü. NN die höchste Erhebung von Gubschitz, das Dorf selbst liegt ungefähr 40 m tiefer, in einem langgestreckten Tal.

Von hier aus ist das ganze Gemeindegebiet zu übersehen. Der weiterführende Weg bildet die kürzeste Verbindung zur Nachbargemeinde Lidmeritz.

Das Dorfbild hat sich nach dem Jahre 1848 schnell geändert. Vor diesem Zeitpunkt war unsere Gemeinde im südlichen Teil noch von vielen Sümpfen umgeben. Die Fundamente des großen Pospischil-Paweletzschens Bauernhofes im „Kreenwinkel“ (ein Hinweis auf die Feuchtigkeit) ruhen auf in den Boden gerammte Eichenpfähle, Hinter der südlichen Häuserzeile des Dorfes fiel das Gelände mit großem Gefalle in Richtung des Baches ab. Zwischen den Häuserzeilen des Dorfes verlief ein breiter und tiefer Graben, der noch teilweise Wasser führte, dessen Bachbett aber als Zufahrtsstraße für die Häuser verwendet wurde. Das bei der Herstellung der Hohlwege anfallende Erdmaterial wurde zur Auf- und Verfüllung der tiefen Stellen und der Sumpfbereiche verwendet. Von den Bewohnern der Nachbargemeinden bekamen die Gubschitzer den Spitznamen die „Himmelmouna“. In der letzten Zeit wurden wir, besonders von den Jugendlichen der anderen Gemeinden, auch „Gagschln“ oder „Gukschn“ (Hähne, abgeleitet von Gubschitz) genannt.

Unsa Gubschetz

*Gubschetz, des woa hold mai Daham,
und es mocht me glickle, wenn e davou tram,
nocha gere in Doaf auf und o
o je, wia bin e do ollewal froh!
Bleib ba mein Goung hie und wieda amol stej,
grias olle fraindle un tui nocha wieda weida gej,
sou lounq bis eh kimm za mein Haus.
Duat gere nai, un pass ban Fensta raus.
Voa lauda Freid pumpat laut mei Heaz,
denn in Tram do gibts kan Trennungsschmerz.
East ban Wochwean do geht is Traure sei wida ou,
wale nocha was, das e nid hamgai kou.
Do is hold mei Gubschetz wieda sou fern,
vulla Heimweh schaue af die Nocht nauf za die
dai vos van gleichn Himml af Gubschetz nieda blicka.
In ruif iana zui: „Griasts ma mein heimatlichn Ort,
un er sull ma an Gruß heaschicka,
i bin sou weid foat!“*

Anni Jellinek, Asbach (Gubschitz) Juni 1982

Die Bürgermeister der Gemeinde Gubschitz

Bis zum Jahre 1853 sind die Bürgermeister der Gemeinde Gubschitz nicht bekannt.

Ab 1853 waren in Gubschitz Bürgermeister:

Paweletz, Anton	von 1853 - 1871
Eisenstein, Franz d. Ä.	
Fadler, Josef sen.	von 1908- 1912
Klein, Jakob von	1916-1920
Handl,Josefd. Ä.	von 1920-1924
Wech, Johann (Wegzug 1927)	von 1924- 1928
Eisenstein, Eduard	von 1927-1928
Kurt, Karl	
Nowak, Karl	-1930
Klein, Ernst d. Ä.	
Handl, Josef	Sept. 1930 - 1938 (Sept.)
Paweletz, Alois	1938-1945



Alois Paweletz, letzter Bürgermeister der Gemeinde Gubschitz. Gestorben nach schwerer Verwundung (vermißt) im Abwehrkampf an der Front bei Laa a. d. Thaya im April 1945.

Die Volksschule in Gubschitz

Die Gubschitzer Kinder besuchten die Schulen der Nachbardörfer Wolframitz und Schömitz, bis die Gemeinde Gubschitz sich um das Jahr 1870 zur Errichtung einer eigenen Schule im Dorf entschloß. Und zwar wurde diese Schule in einem schon bestehenden Objekt untergebracht, nämlich in einem Teil des bisherigen „Halter-Hauses“*. Es handelte sich um eine große Liegenschaft, die der Gemeinde gehörte. In den Jahren 1871-1873 wurde umgebaut: Die Stierhaltung wurde irgendwelchen Bauern übertragen, die bisherigen Stierstallungen zu einer Wohnung für den Gemeindediener (der dann später nur noch die Gänse und Enten des Dorfes „austrieb“) umgebaut, die an der Straßenseite gelegenen Räume als Gemeindeganzlei bzw. als Armenhaus ausgestaltet. Die östlichen Räume des Komplexes wurden als Wohnung für den Lehrer ausgebaut: Zwei Wohnräume an der Gassenseite - einer davon mit einem schönen Kachelofen (aus italienischen Kacheln!) - sowie Küche und Kammer. An der Ostseite wurde, die gesamte Tiefe der bebauten Parzelle ausnützend, ein Klassenraum errichtet, der ungefähr 5 mal 10 Meter maß. Die Kosten für die bauliche Ausgestaltung des Schulhauses samt Lehrerwohnung trug der damalige Bürgermeister Amon Paweletz, der schon seit 18 Jahren sein Amt ausübte. Für den Unterhalt des Lehrers stellte er noch kurz vor seinem Tode im Jahre 1871 aus seinem Besitz 10 Metzen Feld (=31/3 Joch = 2 ha) zur Verfügung.

Der erste Lehrer der Schule hieß Josef Kigel -er blieb aber nur zwei Jahre. Ihm folgte Josef Reiter, ein gebürtiger Mühlfrauner. Dieser wirkte dann 37 Jahre als Lehrer der Gubschitzer Kinder, östlich vom Schulhaus legte er in der Gartenparzette, die vom

Bürgermeister gestiftet worden war, eine Baumschule an - für den bäuerlichen Nachwuchs eine wichtige STätte der Unterweisung!

Im Laufe der Zeit wird es für diesen Lehrer durch die wachsende Kinderzahl in seiner einklassigen Volksschule recht eng geworden sein, bis sich die Gemeindeverwaltung 1907 zum Bau einer zweiklassigen Volksschule entschließen konnte. Die Gesamtkosten betragen 37 000 Kronen, allerdings erhielt die Gemeinde Gubschitz aus Anlaß des 60jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs' einen namhaften Zuschuß zum Bau. Das bisherige Schulhaus wurde verkauft. Nach dem Umbau wurde es zum landw. Anwesen der Eheleute Johann und Theresia Lustig.

Die neue zweiklassige Volksschule wurde samt Lehrerwohnung als zweigeschossiger Bau an Stelle einer uralten Scheune - eines „Strohstodels“ - der Familie Klein/Nr. 17. errichtet. Auf dem freien Anger gegenüber der Schule wurde zur gleichen Zeit von den Eheleuten Pospischil eine Kirche für das kleine Dorf Gubschitz erbaut, das zur Pfarrgemeinde Wolframitz gehörte. Was mag es damals für ein fröhliches Werken auf diesen beiden, einander gegenüberliegenden Großbaustellen gegeben haben? Der Rückschluß auf wirtschaftlich günstige Zeiten bietet sich von selbst an. Lehrer Josef Reiter übersiedelte also mit seiner Kinderschar in das neue Schulhaus, wo er bis 1912 wirkt. Die zweite Klasse übernahm Hugo Weigel, der aus Brunn kam - er wurde später Gründer der Freiwilligen Feuerwehr in Gubschitz. Den Gsangverein gründete Lehrer Oskar Müller, der aus Nordmähren gekommen war. Während des Ersten Weltkrieges war auch Lehrer Slawik in Gubschitz, der dann noch mehrere Jahre in Wolframitz unterrichtete. Er war ein bekannter Grafiker und Künstler, der viele Bilder und Grafiken über unsere Heimat anfertigte. Aus Krornau kam Franz Schachl, der schließlich als Oberlehrer bis 1935 in Gubschitz bleiben sollte. Als Gubschitz nach dem Ende des 1. Weltkrieges zur neuerrichteten Tschechoslowakischen Republik kam, wurde das Schulwesen durch das Nationalitätenproblem belastet. Die Schule wurde als deutschsprachige Minderheitenschule mit verpflichtendem Unterricht in der Staatssprache Tschechisch weitergeführt. Wenn der tschechische Schulinspektor einmal jährlich kam, um zu prüfen, hatte es jedoch genügt, wenn die Kinder: „Kde domov muj“ singen konnten!

In manchen Jahren gab es wegen unzureichender Schülerzahl Schwierigkeiten. Um der drohenden Sperrung der Schule zu entgehen, bemühte sich die Gemeindeleitung, deutschsprachige „Fürsorge-Kinder“ aus größeren Städten bei Pflegefamilien im Dorf unterzubringen. Auch ein Zirkuskind aus einer deutschsprachigen Familie war einmal ein Jahr lang in Gubschitz „eingeschult“ und half so mit, den Gubschitzern ihre Schule zu erhalten. Langjähriger Oberlehrer war Franz Schachl. In diesen schwierigen Jahren unterrichtete auch Frl. Anna Strnischa (etwa 1930-1934), die anschließend nach Ursitz versetzt wurde. Sie wohnte im Hause der Kriegenvitwe Therese Jerabek, Nr. 10. ebenso wie anschließend Lehrer Monhart aus Brunn, der sie ablöste. Weitere Lehrer waren Hugo Hampel, ein Lechwitzener namens Krizc und zwei Lehrerinnen, von denen eine vermutlich Elisabeth Novak hieß. Als Oberlehrer wirkte bis 1939 Josef Bezdek. Als Gubschitz 1939 an den Reichsgau Nieder-Donau angeschlossen wurde, konnten die größeren Kinder in Wolframitz die Hauptschule besuchen, die dort in der bisherigen tschechischen Schule, die für die Kinder tschechischer Beamten, Gendarmen usw. recht komfortabel erbaut worden war, eingerichtet wurde. Während des Zweiten Weltkrieges war im Gubschitzer Schulhaus jeweils während der Sommermonate ein „Ernte-Kindergarten“ zur Entlastung der Bauersfrauen in Betrieb. Zu erwähnen wären auch noch die beiden Büchereien des Dorfes: Die Schulbücherei verfügte über 116 Bände für Schüler und 59 Bände für Lehrer, die Ortsbücherei - die vom Südmährerbund betreut wurde - über 61 Bände.

Alles in allem war das für das kleine Dorf mit seinen 93 Häusern eine sehr schöne kulturelle Entwicklung, die mit der Austreibung im Jahre 1945 ein jähes Ende fand. Es sollte auch nicht unerwähnt bleiben, daß in der Gemeinde Gubschitz bereits um das Jahr 1560 eine deutsche Schule eingerichtet war. Sie wurde, wie aus Archivmaterial zu ersehen ist von den Wiedertäufern gegründet und befand sich im damaligen Armenhaus der Brüder. Mit deren Vertreibung endete auch ein Zeitabschnitt dieser fortschrittlichen Kultur.

Dr. Elfriede Klien-Paweletz

Die Kirche

Obwohl Gubschitz zur Pfarre Wolframitz gehörte, ließen die Eheleute Mathias Pospischii und seine Frau Thekla geb. Paweletz im Jahre 1907 auf dem freien Platz gegenüber der neuerbauten Schule eine Kirche errichten. Die Ziegel kamen aus dem familieneigenen Ziegeleien der Familie Paweletz. Das ganze Dorf hat bei dem Werk mitgeholfen. Oswald Lustig erinnert sich, wie ihm sein Vater erzählte, daß er als neunjähriger Bub mit dem Pferdefuhrwerk nach Urspitz fuhr, um Kies zu holen. Diesen mußte er sich ebenfalls allein von einer Sandbank im Flußbett aufladen.

Es wurde ein schmuckes Gotteshaus mit einem Glockenturm im Westen über dem Haupteingang und einer halbrunden Apsis im Osten. Die Innengestaltung ist neugotisch: dreiflügeliger Hauptaltar, ein Seitenaltar, die Predigtkanzel, sowie ausreichend Sitzbänke.



Sonntagsmessen und Maiandachten u. s. w. wurden von einem pensionierten Pfarrer abgehalten, für dessen Unterhalt und Wohnung ebenfalls die Eheleute Pospischii aufkamen. Als die verwitwete Frau Th. Pospischii in den Zwanzigerjahren auch noch ein Kloster erbauen ließ, wurde dort auch eine Wohnmöglichkeit für den jeweiligen Priester eingeplant. An der Südseite der Kirche wurde später auch ein einfaches Kriegerdenkmal für die Gefallenen von 1914-18 aufgestellt sowie ein Bildstöckl. Dieses befand sich früher an einem anderen Platz. Die kleine Kirche war nach 1945 von den neuen tschechischen Dorfbewohnern noch recht eifrig benützt worden, betreut vom Wolframitzer Pfarrer. Mit der seit Jahren

fortschreitenden Emchristlichung des Landes wird aber diese fromme Stiftung der Eheleute Pospischii bald nur noch ein nutzloses Relikt einer vergangenen Zeit sein.

Dr. Elfriede Klien-Paweletz

Das Kloster

Im Jahre 1926 erbrachte die Witwe Thekla Pospischii geb. Paweletz, eine weitere großartigesoziale Leistung: Nahe der Kirche ließ sie auf einem ihr gehörigen Grundstück ein Gebäude als „Altersheim für Arme“ errichten, zu dessen Führung sie Schwestern des Ordens der Elisabethinerinnen aus Brünn berief. In diesem „Kloster“ wurde auch eine Wohngelegenheit für den Priester eingerichtet, der seinen Lebensabend der Betreuung der von den Eheleuten Pospischii errichteten Kirche widmen sollte. Leider lebte Frau Pospischii zu lange (sie wurde über 90 Jahre alt), so daß sie die Vernichtung ihres Lebenswerkes noch mit ansehen mußte: Der dem Christentum nicht sonderlich gewogene Nationalsozialismus veranlaßte die Aufhebung des Klosters, die Vertreibung der Klosterschwestern und die Schließung des „Altersheimes für Arme“. Das Gebäude stand fortan leer- abgesehen von einem

Sommer, in dem der Erntekindergarten dort abgehalten wurde - und auch die Kirche blieb ohne Priester. Nur zwei ältere Klosterschwestern hielten der edlen Stifterin, die ihre beiden Kinder in zartem Alter verloren hatte, die Treue und pflegten sie bis zu ihrem Tode.

Dr. Elfriede Klien-Paweletz

Der Friedhof

Das Dorf Gubschitz, welches zur Pfarre Wolframitz gehörte, begrub seine Toten auf dem Wolframitzer Friedhof, bis Mathias Pospischil und Frau Thekla, geb. Paweletz, auf einem ihnen gehörenden Grundstück, etwas außerhalb des Dorfes, an der Straße nach Schömitz, einen Gottesacker anlegen ließen. Wieder einmal wurde der familieneigene Ziegelofen in Betrieb genommen, um das Baumaterial für die hohe Ziegelmauer - als Einfriedung - und für das Totenhäuschen zu liefern. Ein schönes schmiedeeisernes Tor und ein großes Kruzifix in der Mitte des Friedhofes vollendeten die Anlage, die am 31. Oktober 1920 feierlich geweiht wurde. Seitdem betteten die Gubschitzer ihre Verstorbenen auf dem eigenen Ortsfriedhof bis das Jahr 1945 einen schmerzlichen Schlußstrich zog.



Dr. Elfriede Klien-Paweletz

Die freiwillige Feuerwehr Gubschitz

Sie wurde im Jahre 1912 gegründet. Zur Brandbekämpfung wurde in diesem Jahre eine pferdebespannte Handspritzenpumpe angeschafft.

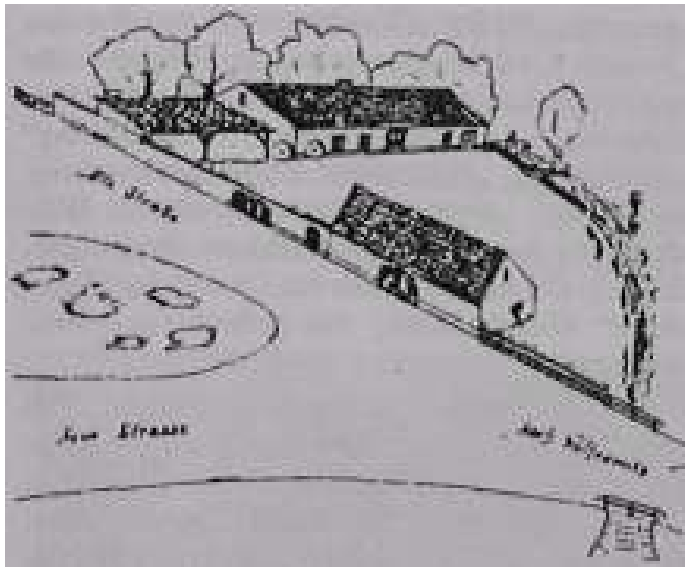
Sie war in einer überdeckten Halle des Gutshofes der Frau Thekla Pospischil, geb. Paweletz, untergestellt. In dem gleichem Raum befand sich auch die Ausrüstung der Feuerwehrmänner. In der Einsatzbereitschaft wechselten sich die Bauern, die Pferde besaßen, halbjährlich ab. Im Jahre 1920-21 wurde ein neues Spritzenhaus gebaut. In einem Nebenraum des Spritzenhauses befand sich auch die Wiegeeinrichtung mit der davor eingebauten großen Waage.

Wiegemeister war der im Nachbarhaus wohnende Edwin Formann. Er besaß auch den Schlüssel zum Feuerwehrhaus. Im Jahre 1938 wurde eine leistungsfähige tragbare Motorspritze angeschafft. Der letzte große Brand in der Gemeinde Gubschitz war im Herbst des Jahres 1934. Damals brannte das Wohnhaus Beyer-Czoch im „Kreenwinkel“ bis auf die Grundmauern nieder. Der Brand entstand beim „Leckwerkochen“ (Pflaumenmuskochen) durch ein schadhaftes Rauchrohr. In den Nachbargemeinden war über die Gubschitzer Feuerwehr folgende Spottgeschichte im Umlauf. Sie fällt in die Zeit, als die pferdebespannte Handspritze noch im Hause der Pospischil Bast untergestellt war. Neben diesem Unterstellraum befand sich auch eine lange Wagenhalle, in der neben einer Dreschmaschine auch noch andere Geräte standen: Da wird behauptet, daß die Gubschitzer Feuerwehr so schnell war, daß sie erst beim Eintreffen auf einem Brandplatz bemerkten, daß sie statt der Feuerspritze die danebenstehende Dreschmaschine eingespannt und damit zum Brandplatz gefahren waren!

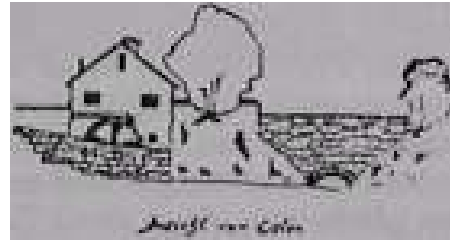
Die Kommandanten der Freiwilligen Feuerwehr Gubschitz waren: Hans Puttner, Josef Handl, Johann (Schan) Fadler, Eduard Eisenstein; der letzte Kommandant war Mathias Hollarck.

Die alte Gubschitzer Mühle

Am westlichen Ortsausgang in Richtung Wolframitz befand sich, wie auch aus dem Ortsplan und der Ortsbeschreibung ersichtlich, wohl eines der ältesten, urkundlich nachgewiesenen Gebäude, die alte Gubschitzer Mühle. Der Heimatforscher Eduard Frey, Pohrlitz, ist in seinen Aufzeichnungen davon ausgegangen, daß die Mühle in der Zeit der Wiedertäufer, also um das Jahr 1546, und auch von diesen erbaut wurde. Dieses Ergebnis muß sich auf eine Annahme gründen, denn Beweise dafür wurden nicht angeführt. Die genauen Umstände der Gründung der Mühle haben mich schon immer sehr beschäftigt. Erst in der letzten Zeit ist es mir nach langen Nachforschungen in diversen Archiven gelungen, das Alter der Mühle genauer festzulegen.



Danach war Benedikt von Krawar nannte sich nach der Burg Krummau = Mährisch-Kromau - schon um das Jahr 1415 (also 150



Jahre vor den Wiedertäufern!) Besitzer der Mühle. Er starb im Jahre 1430. Durch seinen Testamentsvollstrecker Johann von Cimburg überließ dieser unter anderem auch die Gubschitzer

Mühle dem böhmischen Oberhofmarschall Berchtold von Lippa und dessen Brudersohn Heinrich. Aus diesen Dokumenten geht hervor, daß die Mühle schon vor dem Jahre 1415 erbaut wurde, während die ersten Wiedertäufer erst 1545 aus Deutschland (Württemberg) nach Gubschitz kamen. Sie können daher auch nicht die Erbauer gewesen sein, möglicherweise waren sie später die Betreiber, aber auch das ist unwahrscheinlich, da in deren Dokumenten immer nur von ihrer Mühle in Kl. Seelowitz, nie aber der Mühle in Gubschitz die Rede ist. Wollte man die Geschichte weiter verfolgen, würde es den Rahmen dieses Beitrages sprengen. Es seien daher nur einige Personen genannt, die in den Archiven als Mühlenbesitzer auftauchen: Wilhelm von Pernstein, Heinrich von Lippa, Berchlold von Lippa (II), ein Sohn Magdalenas von Wartenberg. Er war der letzte derer von Lippa und verlor alle seine Güter nach der Schlacht am Weißen Berge, worauf Kaiser Ferdinand II. unter anderem auch die Mühle im Jahre 1625 dem Fürsten Gundakar von Liechtenstein übereignete. Er dürfte auch der letzte herrschaftliche Besitzer gewesen sein. Im 17. Jahrhundert ist der frühere „Alte Teich“ über einen langen Zeitraum eine große unbetretbare Wildnis gewesen, so wird auch berichtet. Wahrscheinlich wurde der „neue“ vordere Teich nach 1825 angelegt, um eine kontinuierliche Wasserversorgung zum Betrieb der Mühle zu gewährleisten. In neuerer Zeit ist von der Mühle soviel bekannt, als sie zwei Generationen lang im Besitz der Familie Polkowetz, anschließend drei Generationen im Besitz der Familie Polzer war. Um das Jahr 1930 wurde im Teich auch Fischzucht betrieben. Unter Alois Polzer wurde Anfang der Dreißigerjahre zusätzlich zum Wasserantrieb ein Dieselmotor eingebaut.

Von ihm wurde die Mühle dann Mitte 1934 (?) an Josef Winkler veräußert. Dieser ließ

auch ein neues Wasserrad bauen. Er war auch der letzte deutsche Besitzer der Mühle.

Und was ist aus diesem historisch wertvollen Bauwerk, das fast 6 Jahrhunderte überlebt hat, geworden? Schon einige Jahre nach unserer Vertreibung wurde es eingerissen und weggeräumt. An seiner Stelle befindet sich heute ein Gemüsegarten, dessen Umgrenzung noch von den dicken Mauern der einstigen Mühle gestützt wird. Nur die alte Brücke, unter der ich öfter als einmal hindurchgekrochen bin, steht noch. Aber auch hier ist ein Plätschern des Wassers nicht mehr zu hören. Der kleine Bach ist ausgetrocknet. Was Jahrhunderte nicht vermochten, ein System hat es in wenigen Jahren geschafft, alles zu zerstören.

Die „Föw(a)“

„Föw(a)“, nach dem Dudenn „Felber“ (Weidenbaum ist mehr als nur die Bezeichnung für einen Baum. Es kommt aus dem althochdeutschen „Felewa, felwa“ das über das mittelhochdeutsche velwa zu „Weide“ wurde. Die Weidenbäume heißen bei uns in Südmähren „die Föw(a)“. Außer dem Föw(a)baum gab es noch die „Föw(a)staudn“ (Felberstaude) und es gab in unseren Gemeinden Flurbezeichnungen mit diesem Namen, zum Beispiel „die Föw(a)“ oder „die Föw(a) stickln“, kleine Feldflächen in der Nähe von Wasserläufen, die oft sehr feucht waren. Die meisten Felberbäume und Felbersträucher gab es in der Gemeinde Gubschitz.

Schon den heidnischen Germanen war die große Lebenskraft der Felberbäume bekannt und auf diese Zeit geht auch der Brauch zurück, den die jungen Burschen zu Ostern pflegten. Mit einem aus acht Weidenruten geflochtenen sogenannten „Karabatsch“ versetzten sie den Mädeln manchmal sehr schmerzhaft Schläge. Der Felberbaum, besonders aber der Strauch, bot noch „mehr“ Verwendungsmöglichkeiten. So waren die kleinen leichten Leiterwagen in ihrem Laderaum mit einer zweiteiligen sogenannten „Flechtn“ ausgekleidet. Dieses Weidengeflecht war so leicht und elastisch, daß es mühelos von den Kindern abgenommen oder aufgebracht werden konnte. Aus den sogenannten „Widln“ (Weidenruten) wurden von Bauern - oft in Eigenarbeit im Winter - die schönsten Körbe geflochten. Da gab es „Erdäpfelkoring“ (Kartoffelkörbe), „Omorkoring“ (Siedkörbe), „Sejzkoring“ (mittelgroße schwere Körbe), „Simperln“ (aus gespaltenen Weidenruten hergestellte geflochtene Brotteigbehälter). Oft bestand auch der Deckel der „Brotdejsn“ (Brotbehälter) aus geflochtenen Weidenruten.

Die Felberbäume - in der Regel zwischen 100 und 200 Jahre alt - wurden alle sieben Jahre „gestümmelt“. Geschah das nicht, so brachen die Bäume auseinander. Der Holzanfall dabei ist enorm - aber nur von geringer Qualität. Aus den hohlen Stämmen dieser „Föw(a)“ holten sich die Frauen auch ihre beste Blumenerde. Dort war auch der ideale Aufenthaltsort der vielen „Totnwichtln“ (Steinkäuze). Neben den meisten Felberbäumen besaß die Gemeinde Gubschitz auch einige größere mit Korbweiden bepflanzte Flächen. Sie wurden im Winter eines jeden Jahres versteigert und nach dem ersten Frost geschnitten, da zu dieser Zeit am besten die Blätter von den Zweigen abgehen. Wollte man die Weiden vermehren, so brauchte man nur einen geschnittenen Zweig in die Erde zu stecken. Das nannte man „Föw(a)stoßn“. Das erstaunlichste dabei war, daß auch ein großer Ast, auf beiden Seiten abgeschnitten und in den Boden gesteckt, ausschlägt und weiter wächst.

Die südmährische Gans

Die Geflügelhaltung spielte bei uns in Südmähren bezüglich der Fleischversorgung eine große Rolle. War es im Winter fast ausnahmslos das Schwein, welches den Fleischbedarf deckte, so waren es ab Juni die Bachhühnchen, später dann Enten und Gänse. Vor allem die letzteren waren eine sehr bekannte und begehrte Delikatesse, im Süden bis nach Österreich und im Norden bis Prag bekannt. Ihre Güte und ihr besonderer Wert waren so groß, daß auf eine ausführliche Beschreibung nicht verzichtet werden kann. Voraussetzung für eine erfolgreiche Gänsezucht und -mast bildeten der Mais (Kukkurutz-Türkenweizen) und das Wasser Beides warm überreichem Maße vorhanden. Zum Gedeihen und großen Ertragserfolg beim Maisanbau trug das warme Klima in dem durch die kalten Nordwinde sehr geschützten Land bei.

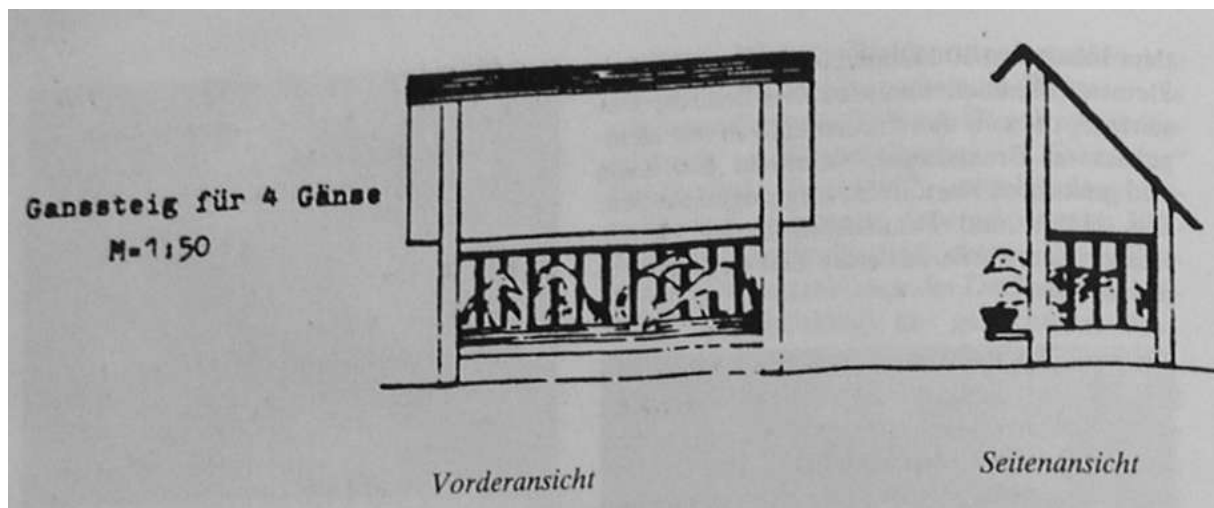
Schon in Berichten aus dem 17. Jahrhundert und davor ist die Rede von der Abgabe einer „gut gestopften weißen Gans“ als Zehnt für die Grundherren in Mährisch-Kromau. Die Feudalherren jener Zeit hatten deren Wert erkannt und damit bewiesen, daß das „Stopfen“ der Gänse in unserer Heimat seit Jahrhunderten üblich war. Die Lebensbedingungen für die Aufzucht und Haltung der Gänse waren geradezu ideal. Schon Anfang Januar, wenn es draußen oft noch sehr kalt war, begann die Gans mit dem Legen der Eier. Sie maßen in der Länge etwa 12 cm und in der Breite 8 cm und hatten ein Gewicht von etwa einem Pfund, was

dem Inhalt von 10 Hühnereiern entspricht. Die kleinen Gänschen waren äußerst liebliche Geschöpfe, die von den Frauen liebevoll mit kleingehackten Brennnesseln, vermischt mit Kleie und gekochten Kartoffeln, aufgezogen wurden. Das Hüten und Beaufsichtigen der kleinen Gänseschar wurde in dieser Zeit den Kindern übertragen. Ungefähr Ende Mai, wenn sie größer waren und richtig laufen konnten, wurden sie vom Gänsehirt, der eine Trillerpfeife oder ein Och-senhornsignal benutzte, auf der Dorfstraße zusammengetrieben und in geschlossener Formation zu einem Gatter neben dem Ortsteich geführt. Im Schatten von Weidenbäumen (Gubschitz) oder Maubeerbäumen (Kl. Seelowitz) verbrachten sie den Tag bis zum Abend. Hier hatten sie fließendes Wasser und konnten auf dem großen Areal auch weiden. Ihr Gefieder war weiß wie Schnee. Jedes Haus besaß 1-2 Zuchtgänse mit 10-30 Junggänsen. Der Gänsehirt, der in der Regel auch Gemeindediener war, hatte somit zwischen 1500-3000 Gänse zu betreuen, wobei er für jede Gans ein geringes Entgelt bekam.

Nach der Getreideernte wurden die Gänse zweimal am Tag auf die Felder getrieben, um die liegengebliebenen Ähren aufzunehmen. Sie nahmen dabei eine Menge von mehreren Zentnern Ähren auf, die sonst verloren gewesen wäre. Die Wahl des Ackers blieb dabei dem Gänsehirt überlassen. Nach dem Nachmittagstrieb wurden sie mit vollem Kröpf gegen Abend wieder in die einzelnen Höfe entlassen. Am nächsten Morgen begann der ganze Vorgang wieder von neuem.

In Erwartung ihrer Heimkehr wurden jeden Abend die Tore der Häuser weit offen gelassen.

Jede Gans fand ohne fremdes Zutun „ihr“ Zuhause - da sage einer noch „Dumme Gans!“ Über ihr Verhalten könnte man Bücher schreiben. Besonders erwähnt sei hier noch ihre „Treue“ - ein Gänserich und seine Gans bleiben so lange sie leben zusammen - nichts kann sie trennen. Während der Zeit, in der



„sie“ auf dem Gelege sitzt, bleibt „er“ in der Nähe und läßt niemand herankommen.

Anfang September begann das Stopfen der Gänse. Diejenigen, die dafür vorgesehen waren dürften dann nicht mehr mit den anderen und auch nicht mehr frei im Hofe herumlaufen. Sie kamen in die in jedem südmährischen Hof vorhandene sogenannte „Ganssteig“. Das war ein hölzernes Gittergestell mit 4-12 abgeteilten kleinen Boxen, in die die für das Stopfen vorgesehenen Gänse gesteckt wurden. Sie konnten darin zwar nur sitzen oder stehen, waren aber an der frischen Luft. Über den Boxen war ein schräges Holzdach zum Schütze gegen Sonne und Regen angebracht. Vor den Schnäbeln der Gänse befand sich ein langer Wassertrog, der von den Kindern während der Stopfzeit immer mit frischem Wasser gefüllt werden mußte. Durch die Gitterstäbe hindurch konnten die Gänse mit ihrem Schnabel gut das Wasser erreichen, trinken oder darin plustern (sich kühlen). Neben der „Ganssteig“ gab es auch noch die sogenannte „Schouptruchl“ (Stopfmhe). Das war eine sonderbare, aber äußerst praktische Einrichtung zum Stopfen der Gänse. Sie bestand aus einem länglichen Trog, in den die Gans hineingesetzt wurde. Dann konnte sich der „Stopfer“ auf die seitlich am Trog angebrachten Bretter setzen, ohne daß dabei die Gans beeinträchtigt wurde. Aus einem an der Vorderseite des Troges befindlichen Behälter, in dem sich aufgeweichter Mais befand, wurde der Gans der Kröpf gestopft, bis dieser voll war. Diese Prozedur mußte die Gans 2-3 mal am Tag über sich ergehen lassen. Sie nahm unter diesen Umständen sehr rasch an Gewicht zu, so daß sie nach ungefähr 4 Wochen Stopfzeit - anfänglich wog sie etwa 4 kg - mehr als das Doppelte ihres ursprünglichen Gewichtes, also 4-10 kg.



Die Fälle, wo ein Gänserich ein Gewicht von bis zu 12 kg und mehr erreichte, waren nicht selten. Für die armen Gänse war das wohl eine Marter und Tortur, bevor sie in der Bratpfanne landeten, sie waren aber in der frischen Luft und hatten, immer erreichbar, frisches Wasser vor sich. Ihr Schicksal war entschieden besser als das der zu Tausenden in engen Käfigen gehaltenen Hühner heute. Ich kann mich an keinen Fall erinnern, bei dem eine Gans deswegen vor der Schlachtreife zugrunde gegangen wäre, weil sie Federn verloren hätte, wie es bei den Legehennen heute der Fall ist. Das Stopfen der Gänse erfolgte meist für den eigenen Bedarf. Da sie aber

überall, besonders bei den reichen Juden, sehr begehrt waren, kam es auch vor, daß ab und zu eine verkauft wurde. Meist erzielten sie Höchstpreise. Das Fleisch so einer mit Mais gestopften Gans war von einer hervorragenden Güte und im Geschmack ausgezeichnet. Dies galt auch für die Leber, die oft bis zu drei Pfund schwer sein konnte. Im eigenen Fett gebraten war sie so weich, daß sie als Brotaufstrich verwendet werden konnte. Auch das Gänsefett hatte einen wunderbaren Duft und schmeckte als Brotaufstrich vorzüglich. Die Federn der Schlachtgänse wurden gesammelt, im Winter von den Frauen geschliffen und bis zur Heirat der Töchter aufbewahrt.

Die Pelztierfarm von Franz Kurt

Eine Besonderheit in der Gemeinde Gubschitz war die Pelztierfarm von Franz Kurt. Mit großer Mühe und Ausdauer bei der Aufbauarbeit war es diesem gelungen, Silberfuchse, Nerze und andere wertvolle Pelztiere mit Erfolg zu züchten. Das Bild rechts zeigt einen Silberfuchs vor seinem Schlag.



Mit dieser Silberfuchsbehausung hat es auch eine besondere Bewandnis: Sie war zugleich der Eingang zu einem großen unterirdischen Erdbunker, den der Eigentümer kurz vor dem Zusammenbruch angelegt hatte. Er wurde weder von den Russen noch von den Tschechen entdeckt und bot eine Zeitlang vielen Frauen und Mädchen, aber auch anderen Verfolgten Schutz vor Überfällen und Verfolgungen. Viele unserer Landsleute mußten dem Inhaber Franz Kurt, dem es wegen seiner guten Russisch- und Tschechischkenntnisse gelungen war, die Gefahr in vielen Fällen abzuwenden, dankbar sein!

Das gute Gubschitzer Wasser

Von Marie Prochaska, Schömitz

Unser Heimatort, das freundliche Dörfchen Schömitz. es wurde schon im 14. Jahrhundert erwähnt, war. im Gegensatz zu unserer westlichen Nachbargemeinde Gubschitz sehr wasserarm. Die Bauernhöfe waren in früherer Zeit dem Kloster Kanitz und dem Kloster Brück bei Znaim untenan und zinspflichtig. Im Jahre 1840 wurde die erste Wasserleitung aus dem zwei km entfernten Gubschitz nach Schömitz verlegt. Es war eine primitive Holzrohrleitung. Der einzige Auslauf befand sich im Unterart. Das Wasser reichte aber für die Gemeinde und den Fürst Liechtensteinschen Maierhof (später Graf Kinsky) nicht aus. In einigen Häusern versuchte man daher, nach Wasser zu bohren, aber es kam keines und wenn doch welches hochkam, dann war es für Mensch und Tier ungenießbar. Im Jahre 1891

baute man dann unter Verwendung von Gußeisenrohren eine neue Wasserleitung. Es wurden drei Ausläufe gemacht: Beim Maierhof, vor Haus Nr. 2 und vor dem Schulgebäude. Das Wasser mußte mit Butten auf dem Rücken nach Hause getragen werden, und es war eine mühselige Arbeit. Die Männer trugen auf den Schultern eine runde Holzstange, an deren beiden Seiten mit Stricken befestigte Holzbüttel hingen. So wurde für Mensch und Tier das Wasser in die Häuser gebracht. Die Frauen trugen nur Butten auf dem Rücken. Auch Kindern im Alter von 13-14 Jahren kaufte man kleine Butten (Butterin), und sie waren stolz darauf, auch Wasser tragen zu dürfen. Noch sehr gut erinnere ich mich an diese Zeit in meiner Kindheit. In der gefüllten Butte lag immer ein kleines Holz oder Brettchen, um das Überlaufen des Wassers zu mindern. Trotzdem mußte man bei jedem Schritt einen Ruck machen, sonst spritzte einem das Wasser in das Genick. Das rechteckige Brettchen in der Butte hielt die Wasseroberfläche nur einigermaßen ruhig. Die um das Jahr 1891 erbaute Wasserleitung hielt ungefähr 40 Jahre. Dann wurden die Rohre schadhafte, und man mußte daran gehen, eine neue Leitung zu bauen. Wieder wurde eine Quelle in Gubschitz, diesmal eine sehr ausgiebige, ins Auge gefaßt. Der starke Wasserzulauf bereitete dem Bohruntemelimer große Schwierigkeiten. Mit dem Bau wurde im Jahre 1928 begonnen, und das Bauvorhaben konnte noch im gleichen Jahre beendet werden. Ein Tiefbehälter sammelte das ankommende Wasser und pumpte es zu dem auf der Schömitzer Höhe gelegenen Hochbehälter. Von einer vom Hochbehälter kommenden Leitung wurden alle Häuser mit Wasser versorgt. Die Kosten für diese neue Wasserleitung betrugen 500 000 Kronen. Das war zu dieser Zeit sehr viel Geld! Aber die Bevölkerung nahm alles gerne auf sich, brauchte man doch nur den Wasserhahn aufzudrehen, und ausgezeichnetes Wasser floß in Strömen.

Vorbei war die mühselige Arbeit des Wasserschleppens. In den Ställen wurden moderne Tränkbecken installiert, so daß sich auch das Vieh mit frischem Wasser laben konnte.

»Lekwar«

Eine Erinnerung an die Heimat

Vor einiger Zeit las ich hier in Vorarlberg- in meiner neuen Heimat am Bodensee - einen Zeitungsartikel über „Latwerge“-, worunter ein dickes Einkochtes aus verschiedenen Früchten zu verstehen sei. Neben dem schriftdeutschen Wort „Latwerge“ waren auch die hier gebräuchlichen Dialektformen erwähnt. Wie ich da so las und las, wurde mir plötzlich klar, daß damit genau dasselbe gemeint ist, was man bei uns daheim in Südmähren unter dem gulen alten Wort „Lekwar“ oder auch „Lekwar“ verstand.

Diese Bezeichnung hatte ich bisher fälschlich für ein vom Tschechischen her beeinflusstes Wort gehalten, doch nun war ich eines besseren belehrt. Und aus den einschlägigen Fachbüchern erfuhr ich dann mancherlei Interessantes darüber. So steht es fest, daß unser Wort „Lekwar“ von dem lateinischen Wort „electuarium“ - welches im Mittelalter noch als Fachausdruck bei den Apothekern gebräuchlich war - kommt. Dieses lateinische Wort wurde auch mit kleinen Veränderungen, wie sie sich eben im Lauf der Zeit beim Sprechen ergeben, in die romanischen Sprachen (Italienisch, Französisch, Spanisch) übernommen. Doch was ist nun unter diesem Ausdruck zu verstehen und wie kam er in unsere Lande? In den Kräuterbüchern des Mittelalters wird unter dem Namen „Latwerge“ - wie es Schriftdeutsch heißt - öfters ein heilkräftiger Brei empfohlen, der wie es scheint, als Volksmedizin große Verbreitung gefunden hatte. Es ist anzunehmen, daß gemeinsam mit der Sache auch die Bezeichnung dafür vom Süden oder Südosten her den Weg zu uns nahm und in

den Klöstern des Mittelalters Eingang gefunden hatte. In den alten Büchern und Schriften, in denen von der Latwerge die Rede ist, wird diese Bezeichnung stets für eine breiige Masse, bestehend aus einem Honiggemisch oder aus Zwetschgen verwendet, der auch eine heilkräftige Wirkung zugesprochen wird. Heute ist der Name Latwerge mit seinen verschiedenen Dialektformen nicht mehr allgemein gebräuchlich, sondern lebt nur noch in manchen Gegenden fort. So zum Beispiel in der Schweiz, wo man damit allerdings jeden eingekochten Saft bezeichnet, ob er nun aus Kirschen, Holler oder Birnen hergestellt ist. In Vorarlberg verwendet man diese Bezeichnung noch gelegentlich, zumeist aber wurde sie bereits von den modernen Ausdrücken „Marmelade“ oder „Jam“ verdrängt. Bei den älteren Leuten ist die „Holler-Latwärg“ noch sehr gut bekannt, die bei Husten heilend wirken soll. Im Südmährerland hat man allerdings an die Heilkraft dieses Mittels nicht mehr gedacht, sondern man gebrauchte den Ausdruck „Lekwar“ nur für ein dickes Einkochtes von Zwetschgen, - oder wie sie eigentlich bei uns daheim hießen, - von den Klatten. Dieser Lekwar gehörte neben Kraut, Knödel und fetten, geschoppten Gansln zur mährischen Nationalkost, - und zwar aß man ihn als Brotaufstrich, und er wurde mit Teig zusammen verarbeitet, zu den beliebten Buchteln oder Lekwartaschen. Diese standen in den Südmährer Bauernhäusern jeden Woche am Freitag auf dem Mittagstisch. Auf diese Weise wurde natürlich den ganzen, langen Winter hindurch eine große Menge von diesem Lekwar, - der übrigens auch heute noch, zumindest in Österreich, im Handel unter dem Namen „Powidl“ (tschechisch: povidli = Zwetschgenmus) erhältlich ist - verbraucht. Es war dies ein billiges Volksnahrungsmittel, denn „Klatten“ gab es in dem sonnigen Südmähren neben anderen Früchten wie Kirschen, Marillen und Kernobst in Hülle und Fülle, ja es standen die Zwetschgenbäume nicht nur in den Gärten, sondern auch mitten in den Feldern. (In besonders guter Erinnerung bleiben mir da die Grubschitzer „Prateln“, wo die Großmutter jedes Jahr im Herbst uns Enkelkindern einen Baum voll reifer Klatten zum Abräumen überließ!) Im Herbst gehörte es nach dem Drusch zu den wichtigsten Arbeiten, den Lekwar zu kochen. Diese Lekwar-Kocherei war zugleich fast ein Fest für die ganze Familie. Der große Kupferkessel, der das ganze Jahr über irgendwo gut verstaut gewesen war, mußte hervorgeholt und auf Hochglanz gebracht werden. Bei den riesigen Mengen an Lekwar, die in jedem Haus hergestellt wurden, ist es verständlich, daß man zum Kochen der Klatten den gemauerten Kessel hernahm, der sonst beim Wäschewaschen Verwendung fand, in dem aber auch, natürlich mit einem anderen Kesseleinsatz, die Erdapfel zur Fütterung der Schweine gekocht wurden.

Gemauerte Kessel dieser Art, die man anderswo ja auch in den Waschküchen kennt, befanden sich in Südmähren in einer Kammer zur ebenen Erde oder in einem Schuppen.

Der strahlende saubere Kessel war eingesetzt, das Kochen konnte beginnen. Eine langwierige Prozedur stand nun bevor, da jede Portion, d. h. immer ein Kessel voll, mehrere Male etliche Stunden lang gekocht werden mußte, wobei die Flüssigkeit immer mehr abnahm und der Brei immer dicker wurde. Das ganze dauerte oft drei bis vier Tage, ja, es wurde auch sogar während der Nacht durchgekocht. Bei dieser Arbeit waren auch Kinderhände willkommene Helfer, galt es doch, das Feuer stets gleichmäßig zu halten und auch öfters mit einem riesigen Holzlöffel die langsam brodelnde Masse umzurühren. Für die 10- bis 14jährigen „Buima“ und „Menscha“ war es daher eine Ehrenpflicht, beim Lekwarkochen dabei zu sein und die Mutter oder die älteren Geschwister für einige Stunden abzulösen. Dabei gab es natürlich auch genügend Kostproben, die am meisten begehrt waren, solange die Masse noch einem Zwetschgenkompott ähnelte. In diesem Stadium sprach man noch nicht

von Lckwar, sondern von „Lis-ratschka“, - ein wunderbar schmeckendes Mus, das allerdings manchmal auch gewisse Nachwirkungen hatte.

Die Zeit des Lekwarkochens war bei den Kindern auch deswegen sehr beliebt, weil sie länger aufbleiben durften. Manches Geschichtlein konnten sie da beim Kessel im Schein einer kleinen Lampe erlauschen. Wie sonderbar klangen hier, beim brodelnden Kessel, selbst die Erzählungen, die eigentlich schon lange bekannt waren! Und manch einer erfand wohl in den langen Stunden des Wartens und Umrührens Neues, das eine dankbare Zuhörerschaft freudig aufnahm. Natürlich fand sich auch Zeit und Gelegenheit, die schönere alten Lieder zu singen

Wenn dann endlich aus dem hellen, gelblichsten Zwetschgenmus eine feste, dunkle Masse geworden war, so war der Lekwar fertig und wurde in Holzgefäßen aufbewahrt. Brauchte man nun für eine Mahlzeit ein wenig von dem Lekwar, so wurde ein Stück herausgeschnitten oder - gestochert - und mit Wasser vermennt, bis man wieder eine breiige, streichfähige Masse hatte. Der Kessel aber hatte seine Pflicht für ein Jahr getan und konnte in einem stillen Winkel träumen, bis zur nächsten Zwetschgenernte.

So war es einmal. Fremde Hände holen nun die Zwetschgen vom Baum, vielleicht finden sie auch für den Kupferkessel eine Verwendung. Und die Bezeichnung „Lekwar“, die in Südmähren bis zu den traurigen Tagen des Jahres 1945 allgemein lebendig war, wird bald vergessen sein, denn die Kinder der Heimatvertriebenen wissen ja von allen diesen Dingen nichts mehr, sie müssen froh sein, wenn die Mutter einmal Geld übrig hat, um ein Glas „Marmelade“ oder „Jam“ zu kaufen.

Dr. Elfriede Klien

-----o-----

Ehrentafel der Toten des I. Weltkrieges 1914-1918

Czisek, Johann
 gefallen in Rußland
 Disll, Mathias
 gefallen in Rußland
 Eisenstein, Alois
 gestorben
 Eisenstein, Julius
 gefallen in Rußland
 Fadler, Franz
 gefallen in Rußland
 Fadler, Karl
 gefallen in Rußland
 Formann, Johann
 gefallen in Italien
 Jerzabek, Johann

Kasparovsky, Johann
 gefallen in Rußland
 Kellner, Rudolf
 gefallen in Rußland
 Klein, Georg
 vermißt in Rußland
 Polzer, Josef
 gefallen in Rußland
 Smrczek, Mathias
 Ulreich, Albin
 gefallen in Rußland
 Winkler, Edwin
 Gefallen in Rußland
 Winkler, Franz
 Vermißt in Russland

Ehrentafel der Toten des II. Weltkrieges 1939 – 1945

				<i>H.-Nr.</i>
<i>Boder, Franz</i>	* 1927		<i>vermißt</i>	<i>In Rußland</i> 5
<i>Dworschak, Josef</i>	* 1. 2. 1920	† 25. 1. 1943		<i>In Stalingrad</i> 68
<i>Fadler, Josef</i>	* 5. 3. 1922	† 27. 7. 1941		<i>Im Osten</i> 31
<i>Fadler, Johann</i>	* 1912	† 18. 9. 1944		<i>In Rußland</i> 39
<i>Fadler, Karl</i>	* 10. 7. 1917	† 20. 10. 1944		<i>In Rußland</i> 46
<i>Hollik, Siegfried</i>	* 1924		<i>vermißt</i>	48
<i>Hollik, Schani,</i>	* 1928		<i>vermißt</i>	48
<i>Handl, Wilhelm</i>	* 1913	† 27. 7. 1941		<i>Smolensk/Rußl.</i> 43
<i>Jellinek, Anton</i>	* 1. 5. 1913	† 14. 11. 1943		<i>Sabuhof b. Moskau</i> 34
<i>Kurt, Karl</i>	* 10. 5. 1909	† 16. 10. 1950		<i>Mähr.-Ostrau/Wilko- witz – Bergwerk</i> 63
<i>Kreutz, Josef</i>	* 9. 7. 1920	† 26. 9. 1941		<i>Jakotini/Smolensk</i> 20
<i>Kasparovsky, Franz</i>	* 1. 11. 1911		<i>vermißt</i>	<i>Rußland</i> 60
<i>Kasparovsky, Franz</i>	* 10. 5. 1914	† 25. 10. 1941		<i>Tschukujew/Rußl.</i> 21
<i>Lux, Hermann</i>	* 20. 3. 1912		<i>vermißt</i>	54
<i>Polzer, Heinrich</i>	* 13. 4. 1907	† 15. 8. 1944		<i>Weichselbr.-Kopf</i> 79
<i>Polzer, Willi</i>	* 18. 3. 1915	† 26. 8. 1943		<i>Taganrock/Krim</i> 88
<i>Paweletz, Alois</i>	* 10. 6. 1896	† 11. 5. 1945		<i>Laa a. d. Thaya</i> 35
<i>Stöffel, Anton</i>	* 9. 6. 1911		<i>vermißt 1945</i>	<i>Jugoslawien</i> 37
<i>Sieber, Franz</i>			† 1942	<i>Wien</i> 11
<i>Tauber, Johann</i>	* 13. 12. 1918	† 16. 9. 1939		<i>In Polen</i> 39
<i>Tauber, Eduard</i>	* 30. 7. 1924	† 12. 12. 1944		<i>Montenegro/Balkan</i> 71
<i>Tauber, Alois</i>	* 18. 5. 1923	† 7. 10. 1944		<i>Golf von Saloniki</i> 71
<i>Tauber, Adolf</i>	* 31. 1. 1920		<i>vermißt</i>	<i>In Rußland</i> 70
<i>Sieber, Heinrich</i>	* 5. 1920		†	<i>Kaukasus/Rußl.</i> 4
<i>Winkler, Josef</i>	* 2. 3. 1904			<i>Vermißt</i> 7
<i>Zeckl, Mathias</i>	* 28. 12. 1900	† 19. 1. 1944		<i>Vermißt/Rußl. (Krajewo)</i> 73
<i>Eisenstein, Franziska</i>	1. 3. 1887	† 5. 3. 1946		<i>Gestorben an der Austreibung</i> 26

Text und Bilder wurden mit freundlicher Genehmigung des Verfassers dem

**Heimatbuch
der Gemeinde Wolframitz
mit den Gemeinden
Babitz, Gubschitz, Kl.Seelowitz und Lidmeritz**

verfaßt von

Oswald Lustig

entnommen

und für das Internet gestaltet von Gerg Hanak für www.europas-mitte.de